reichers Alois Gatterer S. J. steht, liefert die Münchener Firma Steinheil einen großen Prisma-Spektrographen.

Daß aber auch in der Technik das Neueste nicht gerade immer siegt, beweist die Gasbeleuchtung in England. Aus dem Jahresbericht einer Londoner Gesellschaft geht hervor, daß die Stadtverwaltung von Westminster auf 15 Jahre den Vertrag erneuert hat, wonach mitten in London Straßen von zusammen über 50 Meilen Länge, darunter so weltberühmte Verkehrsadern wie Whitehall, Regent Street, Pall Mall, mit Gas beleuchtet werden. Dieselbe Gesellschaft hat außerdem erreicht, daß in mehreren Städten die elektrische Beleuchtung durch Gas ersetzt wurde, und sie hat mehr als 700 000 Abnehmer für Gasbeleuchtung in Häusern.

# Umschau

## Bemühungen um eine bessere Psalmenübersetzung

Zum Zwecke einer gerechten Beurteilung der neueren Versuche, die sich um die wissenschaftliche Herstellung und kirchliche Einführung einer dem Urtext getreuen und zugleich leicht verständlichen Übersetzung der Psalmen bemühen, ist es wohl angemessen, das eigentliche und zunächst einzige Ziel dieser Bestrebungen deutlich zu kennzeichnen.

Die offenkundige Verbesserungsbedürftigkeit unseres gebräuchlichen Psalterium Gallicanum, bei dessen Fertigung der hl. Hieronymus zu seinem eigenen großen Leidwesen nicht einmal die Verbesserungsmöglichkeiten seiner Zeit voll ausnützen durfte, wird heute allgemein anerkannt. Meistens aber glaubt man dann gleich beifügen zu müssen, daß alle Hoffnung auf eine wirkliche Verbesserung, soweit es dabei auf den öffentlichen Gebrauch in der Liturgie ankomme, aussichtslos sei.

Das wird gewöhnlich damit begründet, daß man es der Kirche nicht zumuten dürfe, sich für eine neue Übersetzung zu entscheiden, bevor die umfangreichen Vorarbeiten für eine solche Verbesserung zu ganz sicheren und allseitig angenommenen Ergebnissen geführt hätten. Dieser Grund für ein sehr besonnenes Vorgehen in einer so wichtigen Sache ist natürlich durchaus berechtigt. Aber die Betonung, die dieser Forderung der behutsamen Vorsicht oft gegeben wird, könnte den Schein erwecken, als sei ihre Erfüllung einstweilen noch nicht möglich. Ja, manchmal wird aus Unkenntnis der textkritischen Lage der Dinge das Ziel eines verständlichen Psalters so dargestellt, daß man glauben müßte, es sei für immer unerreichbar.

So fand sich noch jüngst in „La Vie Spirituelle“ (Dez. 1932, S. 325 f.) eine Behandlung unserer Frage, die den Hauptgrund für die Schwerverständlichkeit des Psalters zunächst mehr in der Fremdartigkeit seines Kulturhintergrundes als in der Minderwertigkeit der Übertragung suchen wollte. Die Übernahme des Psalters aus dem Tempeldienst in die christliche Liturgie kann bei der typischen Anlage des ganzen Alten Testaments wirklich nicht für die Sinnlosigkeit so vieler Psalmstellen verantwortlich gemacht werden. Das ist eine Verdunkelung des wahren Tatbestandes, die uns zu hindern droht, das Übel dort zu erkennen, wo ihm abzuhelfen wäre. Die Unvollkommenheit der Übersetzung hat nicht nur dazu beigetragen, die Verwirrung noch größer zu machen, sie ist vielmehr die Hauptursache des Mißstandes. Darin liegt aber auch das Tröstliche und Hoffnungsreiche unserer Lage, daß eine Besserung möglich ist.

Dürfen wir denn nicht heute, ja müssen wir nicht aus Ehrfurcht vor dem Worte Gottes jene Unvollkommenheit der Übersetzung, die in der Vetus Latina des 2. Jahrhunderts durch die Unkenntnis des Hebräischen entschuldbar war, mit unserem besseren Können beseitigen? Wir müssen doch ernstlich bedenken, daß es in unserem Psalterium eine sehr große Zahl von Stellen gibt,

bei denen alle katholischen Exegeten, die sich überhaupt an der Lösung dieser Aufgabe beteiligt haben, heute schon vollkommen einig darüber sind, wie jene Texte aus einem Mißverständnis der griechischen oder lateinischen Übersetzer zu erklären und ebenso wie sie gemäß dem aus dem Urtext deutlich erkennbaren Sinne zu verbessern sind. Allerdings gibt es daneben auch viele andere Stellen, wo der fehlerhaft überlieferte hebräische Text schon damals so beschädigt war, daß einerseits jene Übersetzer sie selbst gar nicht mehr richtig verstehen konnten, anderseits auch wir nur auf Grund der heute besser erforschten Sprachgesetze den ursprünglichen Sinn zu bestimmen vermögen. Diese beiden Hauptgruppen von Textmängeln muß man klar unterscheiden, wenn es um die Frage geht, ob die Kirche jetzt schon (oder endlich jetzt) einen Verbesserungsvorschlag begutachten könnte, ohne sich der Gefahr auszusetzen, ihr Urteil bald nachher wieder ändern oder gar rückgängig machen zu müssen.

Wollte man darum aus wohlbedachter Vorsicht sich vorerst ganz darauf beschränken, die beträchtlichen Sinnstörungen der ersten Art zu beseitigen, so würde man dabei auf der einen Seite gar nichts wagen oder verlieren, auf der andern aber schon damit einen lateinischen Text gewinnen, der vor unserem gegenwärtig gebrauchten einen unschätzbaren Vorzug besäße. Und diese Verbesserung würde sich, eben als ein positiver Fortschritt in der rechten Richtung, für alle Zeiten bleibend bewähren. Selbst wenn dann später einmal eine noch größere Vervollkommnung zu erreichen wäre, könnte man auf dem früher Geschaffenen einfach weiterbauen, ohne irgend etwas wieder abreißen zu müssen.

Wollte man aber mit dieser Verbesserung, über deren hohen Wert die katholische Fachexegese einig ist, so lange warten, bis man auch alle andern Schäden, die bereits durch die voralexandrinischen Schicksale des hebräischen Urtextes entstanden sind, richtig erkannt und nach gemeinsam angenommenen Vorschlägen in Ordnung gebracht hätte, dann würde man das Gute, das jetzt schon möglich ist, durch ein vergebliches Streben nach einem vielleicht unerreichbaren Besseren für immer unmöglich machen. Man würde mit einer solchen Höchstforderung wohl für alle Zeiten darauf verzichten müssen, die vorzüglichen Hilfsmittel der Sprachwissenschaften und der Textforschungen, die uns heute eine weise Vorsehung Gottes und das redlichste Bemühen der Textkritik so reichlich zur Verfügung stellen, nun auch zu einer gerade für die lateinische Textform dringend geforderten Arbeit zu benützen. Was unter kirchlicher Gutheißung schon für manche modernen Kultursprachen (vgl. z. B. die Übersetzungen von Crampon und Vaccari) mit offenbarem Erfolg getan wurde, das sollte der alten Muttersprache der Kirche verweigert bleiben? Man überlege einmal, was man ihr damit auf die Dauer zumuten würde.

Wenn wir vorher sagten, daß schon eine Beschränkung auf die vielen jetzt bereits möglichen Verbesserungen segensreich wäre und jede Gefahr einer später vielleicht notwendigen Rückänderung ausschlösse, so sollte das doch nicht heißen, daß darüber hinaus ein noch Besseres nicht auch jetzt schon gut erreichbar wäre. Denn unter den Textschäden, bei deren hohem Alter die Vergleichung selbst der frühesten Versionen versagt, gibt es wiederum manche Mängel, über deren Entstehung und Berichtigung man durch die fein ausgebildeten Methoden der Textkritik einen sehr hohen Grad der Sicherheit erlangen kann und tatsächlich vielfach bereits erlangt hat. Dazu kommen dann noch manche andere Stellen, wo eine offensichtlich verderbte Lesart durch eine sprachkundige Vermutung, die zugleich den Gesetzen des zusammenhängenden Denkens volles Genüge tut, so glücklich wiederhergestellt wurde, daß selbst die kritischsten Fachgenossen zuletzt ihre Zustimmung nicht mehr verweigern mochten. Manche dieser wiedergefundenen Goldkörnlein des Urtextes haben ihre Echtheit in einer wahren Feuerprobe der Kritik bewiesen, so daß heute kein gewissenhafter Erklärer des Psalters mehr wagen dürfte, sie unverwertet zu vernachlässigen.

Es wäre deshalb wohl an der Zeit, das heute Erreichbare einmal übersichtlich aufzuzeigen, indem man das Gesamtergebnis der bisherigen Bemühungen um

ein besseres und vor allem verständlicheres Sprachgewand des Psalters einfach vorstellt. Das ist es, was wir in unserem Buche „Der Davidpsalter des Römischen Breviers“ [1] mit Weglassung des ganzen wissenschaftlichen Apparates und ohne alle Einzelbegründung der aufgenommenen Verbesserungen zu tun versucht haben. Wir berufen uns dabei ausdrücklich auf die Gesamtarbeit unserer zeitgenössischen katholischen Exegese und Textkritik, der wir mit allem Guten, was wir hier vorlegen dürfen, uns vielfach verpflichtet fühlen. Wir wollen unserseits nur zeigen, wie das Kunstwerk, an dessen Wiederherstellung so viele fleißig gearbeitet haben, aussieht, wenn das Gerüst einmal weggeräumt ist.

Albert Rembold S. J.

## Legende der Zeit in Dänemark

Zum 150. Male wurde in Kopenhagen ein Schauspiel aufgeführt, das in ganz Skandinavien einen außerordentlichen Erfolg hatte. Das Textbuch erlebte vom 2. September bis zum 18. Oktober 1932 sieben Auflagen. Es handelt sich um Kaj Munks „Ordet“ („Das Wort“). Viel besprochen, viel gelobt, viel bekämpft wurde das Werk des dänischen protestantischen Pfarrers. Verletzt waren manche seiner Amtsbrüder durch die scharfe Kritik am Religiösen. Ein bekannter Literaturkritiker, Henning Kehler, behandelte es in einem Radiovortrag und nannte es das beste Werk der dänischen Literatur seit Holbergs „Jeppe paa Bjerget“ und „Rasmus Montanus“.

Man kann das Drama einen Schrei nach Übernatur nennen, der eben deshalb ein so lautes Echo findet, weil die dänische Volkskirche in diesen Monaten sich in einer ernsten Krise ihrer Glaubenslehre befindet, einer Krise, die durch Otto Larsens Buch: „Skatten i Lerkar“ („Der Schatz in irdenen Gefäßen“), sich scharf zuspitzte. Der protestantische Pfarrer Otto Larsen schrieb nämlich ein modernistisches Glaubensbekenntnis nieder, das stark von der Lehre der Volkskirche abweicht, nachdem übrigens schon mehrere Pfarrer sich zu einem ziemlich dogmenfreien Christentum bekannt hatten. Bei vielen entfesselte sein Buch einen Sturm der Entrüstung und die Forderung, ihn von der Seelsorgestelle zu verabschieden. Aber da zeigte sich klar die Hilflosigkeit der protestantischen Bischöfe (die — wie ein boshafter Kopf bemerkte — „nicht mehr Autorität in der protestantischen Kirche besitzen als sieben Kramhändler“).

Ein anderes Symptom der Krise ist ein Paktieren einzelner Pfarrer mit dem Sozialismus: sie predigen den Arbeitern einen religiösen Sozialismus ohne Erbsünde, ohne Altes Testament. Andere gehen auf die Forderung einer bürgerlichen, d. i. areligiösen, Konfirmation ein. Beim Anblick dieses Abgleitens des Religiösen in Materialismus und Rationalismus kann man das Aufhorchen verstehen, das Kaj Munk mit seinem „Wort“ weckte.

Man hat mit Recht gesagt, das Werk behandle die Religion in Dänemark. „Das Wort“ ist ein Gericht über den Protestantismus und seine verschiedenen Richtungen: über den Grundtvigianismus mit seiner optimistischen, gefühlvollen religiösen Haltung, über die „Innere Mission“ mit ihrer strengen, unversöhnlichen Verkündigung des Gott-Richters, über die rationalistische Haltung von Pfarrern der Volkskirche, selbst über radikale Freidenker. „Wir nennen Mission und Grundtvigianismus verschiedene Richtungen, nein, es sind zwei verschiedene Religionen“, sagt der Grundtvigianer Borgen.

Die Fabel von Kaj Munks „Gegenwartslegende“ ist rasch erzählt: Gut Borgen in Jütland war seit Jahrzehnten eine Hochburg des Grundtvigianismus; der alte Borgen hoffte, daß von seinem Hof durch seinen Sohn Johannes das religiöse Leben Dänemarks einmal einen großen Aufschwung nehmen werde. Aber beim Studium Björnsons und Kierkegaards ruinierte sich Johannes die Nerven, und da seine Braut bei einem Unglücksfall vor seinen Augen stirbt, wird er wahnsinnig und hält sich für Jesus von Nazareth. Sein ältester Bruder Mikkel ist Freidenker geworden. Dessen fromme Frau Inger trägt ein Kind unter ihrem Herzen, von dem der alte Borgen einen Seth erwartet, der ihm den verlorenen Johannes ersetzen soll. Anders, ein zweiter Bruder des Johannes, will die Tochter des Schneiders Peter, eines

[1] gr. 8° (208 S.) Paderborn 1933, Schöningh. Kart. M 3.—, geb. Gzl. M 4.80.